

Tödliche Wogen

Kriminalroman

Werner Wöckinger

Werner Wöckinger
Bergstraße 8, 4310 Mauthausen
0664-5346763
werner.woeckinger@24speed.at
www.wernerwoeckinger.at

1 Freitag, 25. Februar

Wenn es eine Zeit im Jahr gibt, zu der ich mich am liebsten ganz weit fort an einen anderen Ort sehne, dann ist es wohl diese. Seit zwei Wochen vermeldeten die Meteorologen neuerliche Niederschläge. In den Skigebieten wurde gejubelt, denn die frischen Schneemassen garantierten Skivergnügen bis nach Ostern. Bei uns in den Niederungen an der Donau bedeuteten sie Matsch und Chaos.

Dicke, feuchte Schneeknäuel klatschten vom Himmel auf die Straße und verwandelten sich innerhalb von Millisekunden zu Wasser. Auf den Wiesen und Feldern dauerte es etwas länger. Das eine Grad im Plus fühlte sich wie drei Grad im Minus an. Die Standheizung meines Dienstwagens wirbelte die Staubpartikel durch die Luft und nötigte mich alle paar Minuten dazu in die Armbeuge zu niesen.

Ich stand in der Pannenbucht bei der Donaubrücke und wartete geduldig an diesem strategisch günstigen Punkt. Ich hatte dadurch beide Zufahrten zur Brücke im Blick. Im Kreuzungsbereich der beiden Straßen stand ein großer Plakatständer auf dem für eine neue, mehrspurige Überfuhr und deren rasche Umsetzung geworben wurde. An genau derselben Stelle hatten vor gut zehn Jahren Landespolitiker der beiden benachbarten Bundesländer herunter gelächelt und die baldige Realisierung des Projektes versprochen. Ein mildes Lächeln huschte über mein Gesicht.

Seit Monaten fahndeten wir nach einer rumänischen Autoschieberbande, die zuletzt so dreist geworden war, nicht nur achtlos abgestellte Fahrzeuge aufzubrechen, sondern gleich nagelneue Karossen von einem riesigen Areal in unserem Bezirk zu klauen, auf dem die Neuwagen darauf warteten zu den Händlern transportiert zu werden. Dazu bedienten sie sich eines großen Transporters, der meinen bisherigen Beobachtungen zufolge, über diese Brücke kommen musste. *Durch diese hohle*

Gasse muss er kommen, hieß das in der Weltliteratur. Also wartete ich.

Alle paar Minuten aktivierte ich die Scheibenwischer, um etwas erkennen zu können. Im Radio liefen die Hits der Nuller- und der Zehner-Jahre. Ich unterbrach das Knabbern an meinen Fingernägeln und prüfte meine Frisur. Im Rückspiegel konnte ich meine blutunterlaufenen, müden Augen studieren. Was tat ich hier eigentlich?

Aus der Taskforce, die Karl, Lisa und ich gebildet hatten, war nach Wochen des Misserfolges letztlich ein Ein-Mann-Trupp geworden. Keiner glaubte noch ernsthaft daran, dass wir die Gauner erwischen würden. Daher wurden die meisten Ressourcen mittlerweile andernorts eingesetzt.

Nur meine Wenigkeit harrete aus, forschte Transportwege aus, studierte Zeitpläne und versuchte punktuell, die Nadel im Heuhaufen zu finden. Es war trotz der sicher scheinenden Erfolglosigkeit des Unterfangens eine Win-win-Situation für alle Beteiligten. Die Autoschieber konnten sich sicher sein, dass von meinem Egotrip keine Gefahr ausging, mein unmittelbarer Vorgesetzter Udo wusste, dass ich auf Wochen, wenn nicht Monate ruhiggestellt war, und ich hatte mich längst in mein Schicksal gefügt und versah mehr denn je Dienst nach Vorschrift.

Ich kam, wann ich wollte, beendete meine Expeditionen, wann immer ich wollte und war im Grunde genommen Leiter meiner eigenen, kleinen SOKO. Hatte ich zu Beginn noch ernsthaft daran geglaubt, dass ich im Alleingang diese Autoschieber-Bande würde überführen können, war ich inzwischen Realist genug, um zu erkennen, dass sie mir immer um mindestens zwei Schritte voraus waren.

Keine Ahnung, was ich mir von meinem heutigen Einsatz erhoffte. Vielleicht half mir ja Kommissar Zufall und sie passierten genau heute diesen neuralgischen

Verkehrsknotenpunkt, an dem ich mich postiert hatte. Die Hoffnung stirbt zuletzt, betete ich mir regelmäßig vor.

Es gab nur einige wenige Möglichkeiten für die Autoschieber, die Donau Richtung Süden zu passieren und zur Autobahn zu gelangen, um dann auf schnellstem Weg in den Osten beziehungsweise Südosten unseres Kontinents zu verschwinden. Es machte keinen Sinn für die Gauner, ausgerechnet über Linz auszuweichen. Als einzige echte Alternative blieb die Donaubrücke in Grein, die etwa dreißig Kilometer stromabwärts zur Verfügung stand. Das bedeutete aber zwanzig Minuten länger auf den Landesstraßen unseres Bezirkes und zwanzig Minuten länger Zeit für uns Ermittler, einen Verkehrsknotenpunkt zu sperren, falls der Diebstahl rasch bemerkt wurde.

Akuter Sauerstoffmangel sorgte dafür, dass ich herzhaft gähnen musste. Ich öffnete das Beifahrerfenster einen Spalt breit, um Frischluft einzulassen, und fischte ein Nougatcroissant aus meiner Tasche, die am Beifahrersitz ruhte. Ich versuchte es zu verspeisen, ohne mich zu bekleckern. Die Brösel des Blätterteiges landeten auf einem rundlichen Vorsprung, der sich als mein Bauch entpuppte. Ich wurde langsam aber sicher dick und fett. Es war nur eine Frage der Zeit, ehe ich auf der Waage den Hunderter übersprang. So konnte es nicht weitergehen. Ich nahm mir vor, ab morgen mehr auf meine Linie zu achten.

Ein Laster kam mit einer Vollbremsung unmittelbar vor mir zum Stillstand, die Bremsen quietschten, die Hydraulik stöhnte. Das Führerhaus schaukelte mehrmals vor und zurück. Im Rückspiegel erkannte ich, dass sich von niederösterreichischer Seite ein breiter Sattelschlepper näherte. Auf der Brücke würde es für die beiden Fahrzeuge eng werden, daher wartete der Lenker des LKWs, bis der andere die Brücke passiert hatte. In alle Richtungen entstand in Sekundenschnelle Stau. Ein übliches

Szenario, das die Pendler veranlasste, immer drängender eine neue Brücke zu fordern.

Der LKW setzte sich wieder in Bewegung und zwei Grünphasen später hatte sich der Rückstau wieder aufgelöst. Ich beobachtete weiter das Verkehrsaufkommen, auch wenn das nicht zu meinen Aufgaben zählte. Wenn ich eine Stunde lang alle Autofahrer, die eine Verkehrsübertretung begingen, in meine Parkbucht winken und abkassieren würde, könnte ich mein Monatsgehalt locker verdoppeln, dachte ich.

Dabei war ich mir nicht sicher, ob diese Vergehen aus Ahnungslosigkeit oder aus der immer mehr um sich greifenden Meinung, sich nicht an Regeln halten zu müssen, heraus passierten. Ein Großteil der Verkehrsteilnehmer stand mit dem §11 der StVO auf Kriegsfuß, der das Anzeigen einer Änderung der Fahrtrichtung beziehungsweise des Fahrstreifens vorgibt. Entweder wurde aufs Blinken gänzlich verzichtet oder dieses falsch eingesetzt.

Darüber hinaus zwängten sich beim Umspringen von Grün über Gelb auf Rot jedes Mal ein bis zwei Fahrzeuge unerlaubterweise über die Kreuzung, wurden während der Fahrt SMS geschrieben oder ohne Freisprecheinrichtung telefoniert. Mich nervte diese Ignoranz, war aber nicht willens, dagegen vorzugehen. Hätte ich die leise Hoffnung gehegt, die Verkehrssünder zu einem Umdenken und sichereren Weiterfahren bewegen zu können, wäre ich wahrscheinlich ausgestiegen und hätte einigen die rote Kelle entgegengestreckt. Doch ich wusste, dass die meisten über mich und die Polizei im Allgemeinen schimpfen und sich keiner Schuld bewusst sein würden, statt über ihr eigenes Verhalten zu reflektieren.

Das Mobilfunkgerät, mein Bindeglied zum Rest der Truppe, rauschte verdächtig. Neugierig drehte ich die Lautstärke höher, um zu erfahren, was sich sonst noch in der Region abspielte. Der erste Funkspruch kam abgehackt und kaum verständlich an. Es dauerte eine Weile, ehe ich aus den Bruchstücken des

Funkdialoges Einzelheiten verstand und zu einem Puzzle zusammensetzen konnte.

Ich wollte eben zu meinem Telefon greifen, als es zu klingeln begann. Ich nahm sofort ab.

„Ja?“

„Erich?“, hörte ich Udo auf der anderen Leitung.

„Ja, was ist los?“

„Was machst du gerade? Kannst du auslassen?“

„Ja, klar. Die Autoschieber laufen mir schon nicht davon“, musste ich über meinen schlechten Witz beinahe selber lachen.

„Gut. Dann fahr bitte nach Mitterkirchen zum Kraftwerk.“

„Was ist da passiert?“, war ich neugierig.

„Die Sache ist noch unklar. Arbeiter haben möglicherweise Leichteile gefunden. Schau mal nach dem Rechten und gib mir dann eine Rückmeldung“, erklärte Udo.

„Bin schon unterwegs“, legte ich auf und startete meinen Wagen.

Ich aktivierte das Blaulicht und ließ die Reifen quietschen. Die anderen Verkehrsteilnehmer stoben zur Seite und versuchten mir Platz zu machen. Mit hundertzwanzig Sachen brachte ich den schneenassen Asphalt unter mir zum Kochen. Endlich passierte etwas Spannendes und ich durfte an vorderster Front dabei sein. Es kribbelte in den Eingeweiden. Dafür war ich zur Polizei gegangen. Das war mein Metier.

Neun Minuten später erreichte ich die Kraftwerkszufahrt. Die Ampel für die Straße, die über das Kraftwerk nach Niederösterreich führte, stand auf Rot. Vor mir erkannte ich einen Streifenwagen, der trotzdem bereits auf dem Weg auf die andere Seite der Donau war. Also ignorierte ich ebenfalls das rote Ampellicht und setzte nach Süden über.

Auch die niederösterreichischen Kollegen waren soeben eingetroffen. Im selben Augenblick war mir klar, dass es zu Kompetenzstreitigkeiten kommen würde. Ich wusste, dass im Kraftwerksbereich die Bundeslandgrenzen wirr kreuz und quer

liefen. Das Kraftwerk in Mitterkirchen und Wallsee war das erste dieser Art gewesen, das in den Sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts in Trockenbauweise errichtet worden war. Durch das Kraftwerk wurde der Flusslauf begradigt, was sowohl für die Stromgewinnung als auch für die Schifffahrt von Vorteil war.

Die Bundeslandgrenzen verliefen aber nach wie vor in der Mitte des ehemaligen Flusslaufes, der im südlichen Bereich des Kraftwerkes aus Naturschutzgründen nach wie vor existierte. Daher waren die Zuständigkeiten eigentlich ganz klar. Die niederösterreichischen Kollegen hatten mit dem Überqueren der kleineren Brücke über den Donau-Altarm bereits ihr Hoheitsgebiet verlassen. Das würde ich auch in aller Deutlichkeit klarstellen.

Ich stellte meinen Wagen neben den beiden Streifenwagen ab und beeilte mich, die Kollegen einzuholen, die bereits damit begannen, den Tatort abzusperren. Ich zückte meine Dienstmarke und schlüpfte unter dem Absperrband hindurch.

„Wer hat die Leiche gefunden?“, fragte ich lauter, als ich es geplant hatte.

Die Umstehenden drehten sich überrascht zu mir um.

„Was machen Sie ...?“, wollte der Uniformierte wissen, beendete seinen Satz aber nicht, als er meine Marke wahrnahm.

„Das ist unser Einsatz“, wollte sein Kollege aufbegehren.

„Sagt wer?“, erwiderte ich forsch.

„Die Leiche wurde auf der Südseite der Donau herausgefischt, also ist es unser Fall“, stemmte dieser die Arme in die Hüfte.

„Wenn du dich da mal nicht täuscht, Junge“, lächelte ich milde und sah den Strommeister an, den ich seit vielen Jahren kannte.

„Also ich muss dem Abteilungsinspektor Recht geben“, deutete Walter Sternthaler auf mich. „Die Grenze ist der Altarm. Wir befinden uns hier auf oberösterreichischem Gebiet.“

Er verschränkte seine Arme vor seinem voluminösen Körper. Das schütterere Haar klebte aufgrund des leichten Schneeregens an seinem Solarium gebräunten Schädel. Ich blickte die niederösterreichischen Kollegen mit erhobenen Augenbrauen an. Die beiden wechselten verzweifelte Blicke, ehe sie nachgaben.

„Wieso habt ihr dann überhaupt bei uns angerufen?“, wollte der Ranghöhere wissen.

„Ich hab einfach den Notruf gewählt“, meldete sich einer der Umstehenden. „Keine Ahnung, mit wem ich da telefoniert habe.“

„Ja, klar“, erklärte der Strommeister. „Mit dem Handy kommt man hier nach Niederösterreich. Ich hab von meinem Festnetzanschluss angerufen. Daher bin ich zu den zuständigen Kollegen in Oberösterreich gekommen.“

„Wie dem auch sei“, versuchte es der Kollege aus dem Nachbarbundesland noch einmal. „Wir sind jetzt schon mal hier, also werden wir auch bleiben.“

„Damit das jetzt ein für alle Mal klargestellt ist“, räusperte ich mich und versuchte ruhig zu bleiben. „Ihr setzt euch jetzt in euren Streifenwagen, verlasst unseren Bezirk und sichert die Zufahrt von eurer Seite. Ich verlasse mich darauf, dass ihr dafür sorgt, dass niemand von niederösterreichischer Seite in den Kraftwerksbereich einfährt und MEINEN Tatort kontaminiert. Kein PKW, kein LKW und schon gar keine Schaulustigen oder Presseheinis. Haben wir uns verstanden?“

Ich funkelte sie böse an.

„Okay. Euer Ding. Viel Spaß!“

Verärgert verließen die beiden Uniformierten den Tatort und stiegen in ihren Streifenwagen. Einer griff zum Handy, der andere zum Funkgerät. Ich war mir bewusst, dass sie ihrer Leitstelle von einem arroganten, anmaßenden und unfreundlichen Kollegen berichten würden.

Ich kümmerte mich nicht länger um die beiden Witzfiguren, sondern konzentrierte mich darauf, endlich den Tatort zu besichtigen. Ich bereute bereits, die dunkelblaue Wollmütze, die mir von Amts wegen zugestanden wäre, nie ausgefasst zu haben. Ohne einen Spiegel zur Hand zu haben, wusste ich, dass mein Haupthaar schon nach ein, zwei Minuten ähnlich wie das des Strommeisters aussehen musste. Ich fuhr mir mit der Hand durch die nasse Frisur und schob den Reißverschluss meiner Jacke zu.

„Gut. Nachdem das geklärt wäre. Was haben wir hier, Walter?“

Der Strommeister war jahrelang Funktionär im ortsansässigen Fußballverein gewesen und wir waren uns in der Vergangenheit regelmäßig bei Spielen über den Weg gelaufen. Obwohl wir uns das eine oder andere Mal dabei in die Haare geraten waren, verstanden wir uns abseits des Platzes sehr gut.

„Meine Leute haben beim Säubern des Einlaufrechens eine männliche Leiche gefunden“, deutete er auf ein lebloses Knäuel inmitten von Ästen und anderem Müll, der jahrein, jahraus in der schönen, blauen Donau landete. Der Einlaufrechen war eine bauliche Sperre, die die Staumauer und vor allem die Turbinen vor Treibgut schützen sollte.

Diese Metallgitter, die wie Rechen in verschiedenen Durchlassgrößen vor der Staumauer postiert waren, mussten regelmäßig gereinigt werden um zu funktionieren. Dabei passierte es leider immer wieder, dass auch Wasserleichen zum Vorschein kamen. Im gesamten Bereich der oberösterreichischen Donau wurden dabei statistisch gesehen ein bis zwei Tote pro Jahr angeschwemmt.

Etwa vier bis fünf Meter unter uns befand sich ein betonierte Plateau, auf dem ein großer, gelber Bagger thronte. Ich wusste, dass dieses Plateau auch schon als Hubschrauber-Landeplatz genutzt worden war, wenn es zu Verletzungen im Kraftwerksbereich gekommen war. Allerdings wagten es nur die mutigsten Piloten, auf dem vielleicht zwölf mal zwölf Meter

kleinen Quader zu landen. Der eigentliche Landeplatz lag ein paar hundert Meter entfernt.

Ich hatte keine Ahnung, wie die riesige Baumaschine auf das Podest gelangt war. Mit Hilfe des Baggers hatten Arbeiter das Geäst aus dem Wasser gefischt und auf einem Berg aufgetürmt. Neben Gehölz und Steinen konnte ich auch zerfetzte Matratzen, demoliertes Kinderspielzeug und zerbrochene Isolierplatten entdecken.

Eine rostige Leiter war in der Betonwand verankert und war die einzige Möglichkeit, auf das Podest zu gelangen. Ich trocknete meine feuchten, klammen Hände an der Uniformjacke, ehe ich mich auf die Leiter wuchtete und vorsichtig nach unten kletterte.

Ich umrundete den Müllhaufen und überlegte, wie ich mich der Leiche am besten nähern konnte. Ich trat näher heran und begann, einige Äste und Gestrüpp wie Mikado Stäbchen von der Leiche zu entfernen. Der Anblick, der mich erwartete, ließ meine Magennerven flattern. Ich hatte schon einiges in meinem Berufsleben gesehen, trotzdem wollte ich mich an solche Bilder nicht gewöhnen. Daher blieb ich fürs Erste etwas auf Distanz zum *corpus delicti*. Dieser Blick reichte aber aus, um sicher zu sein, dass wir es hier tatsächlich mit einer männlichen Leiche und nicht mit einer Schaufensterpuppe oder etwas Ähnlichem zu tun hatten. Ich griff zum Telefon und verständigte meinen Vorgesetzten.